

Unvollkommenheit als spielerisches Konzept

**Im musikalischen Theater
«Operrettung» verbinden
Charlotte Joss und der
von ihr geleitete Zeller
Chor Theater und Musik
so geschickt, dass auch
reine Chorsänger
Soloarien singen dürfen.**

von BERNHARD STRÄSSLE

Der Anfang irritiert. Auf der Bühne des Gemeindesaals in Rikon verteilen sich schwarze, undefinierbare Menschenhaufen; eine Symbiose aus einem schmutzigen Gesindel und dem verstaubten Fundus eines Brecht-Theaters. Ein abgetakelter, arbeitsloser Musikprofessor dirigiert einen archaischen Plattenspieler, der - kaum mehr hörbar - die Ouvertüre zur Traviata von sich gibt. In dieses triste Bild schleppt sich eine schluchzende Frau. Doch aus ihrer Reisetruhe dringt ein Licht, ein Hoffnungsschimmer. Sie zaubert farbige Kostüme und Requisiten aus der Kiste. Mit jedem Kleidungsstück, das sie sich umlegt, kommt mehr Licht und Bewegung in die Szene. In den traurigen Gestalten wird der Wille geweckt, eine Oper auf die Beine zu stellen. Doch in einem langen ersten Teil werden die Sängerinnen und Sänger mit all den Schwierigkeiten wie Geld, Arbeitsaufwand und Meinungsverschiedenheiten konfrontiert, bis schliesslich im zweiten Teil ein strahlendes Opern- und Operettenpotpourri über die Bühne geht.

Spiel mit verdeckten Karten

Das Konzept ist raffiniert. Weil die Sängerinnen und Sänger auch im Spiel Laien sind, können sie sich erlauben, auf der Bühne auch

Arienpartien vorzutragen, die selbst in der häuslichen Badewanne unzumutbar wären. So versteigt sich selbst die - ja nicht unbegabte Sängerin-Charlotte Joss so grässlich in die Koloraturen der «Königin der Nacht», dass sie vom Chor als Hexe vertrieben wird. Es ist, als ob sich ein versiertes Kammerorchester als Guggenmusik deklarieren würde: Wo ein Stück klappt, ist es hohe Kunst, wo es in die Hosen geht, ist es beabsichtigte Parodie. So bietet der Chor beeindruckende Opernhöre, die plötzlich durch ein dünnes Solointermezzo kläglich unterbrochen werden. Das nimmt nicht nur dem Chor den Stress der Perfektion; es ist auch für das Publikum angenehm entspannend, muss es doch nie verkrampft mitfiebern.

Keck und frech vereinnahmt

Formal sind einfach über 30 Stücke aus Oper, Operette und Musical mit einer losen Handlung verknüpft. Massgebend für den Einsatz ist dabei weder die Musik noch der Inhalt, sondern lediglich die Texthülle, die - aus dem Kontext gerissen - für die jeweilige Situation vereinnahmt wird. So wird etwa ein «Erbarm dich unser Herr» schon fast blasphemisch dazu umgenutzt, den verärgerten Pianisten zur Weiterarbeit zu gewinnen. Mozart reiht sich Übergangslos an Johann Strauss und Verdi an Lortzing. Auf die «Carmen» folgt nahtlos «My Fair Lady» und auf das «Schwarzwaldmädchen» die «Zauberflöte». Grosse Gesten und Slapsticks gehen mühelos nebeneinander her.

Voll dramaturgischer Tricks

Trotzdem ist dieses Konzept für landläufige Chöre nicht nachahmenswert, denn hinter dieser Opernparodie stecken ein professionelles dramaturgisches Skript und ein immenser Stapel an Kostümen. Man müsste die

Aufführung mehrmals sehen, um all die spielerischen Tricks und Gags zu entdecken. Aber auch die bewusst ins Lächerliche gezogenen dramaturgischen Todsünden; etwa, wenn der von den Damen bedrängte Pianist das Weite sucht und dabei das lapidare Textschild «Ich gehe» hochhält. Oder wenn beim Thema Geldbeschaffung der «Goldwalzer» aus dem «Zigeunerbaron» intoniert wird und gleichzeitig Texttafeln mit den Namen der Sponsoren hochgehalten werden.

Vor allem ist aber eine Charlotte Joss mit ihrer Bühnenerfahrung unabdingbare Voraussetzung. Sie agiert überlappend als Autorin, Spielleiterin, Intendantin sowie Dirigentin und deckt einen grossen Teil von Nebenrollen ab. Sie steht beinahe simultan auf der Bühne, am Dirigentenpult, im Zuschauer-raum und auf der Tribüne. Der ganze Showablauf ist auf ihr Timing ausgerichtet.

Hübsche Arrangements

Natürlich weckte der erste Teil, welcher der Vorbereitung des Opernspektakels diente, Erwartungen in den zweiten Teil. Hier war Paul K. Haug gefordert, der mit den verfügbaren Mitteln das Timbre eines Opernorchesters hinzubringen sollte. Die ungewohnte Besetzung mit Klavier und je einer Violine, Flöte, Oboe und Trompete nutzte Haug geschickt dazu, durch unterschiedliche Besetzungen und Gewichte der Instrumente den Hauch eines grossen Orchesters zu vermitteln. Eigentlich müsste man die Aufführung nochmals besuchen, wenn das Premierenfieber verflogen ist. Dann würde sich zeigen, wo der Chor die Überforderung nur mimte und wo er sich bei einem haushälterischeren Umgang mit der Stimme noch steigern könnte. Trotzdem: Der frenetische Applaus des Publikums war mehr als verdient.